

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ein Künstlerstreich

hat, wenn seine Tiefe achtsam für das Bedürfnis der Schifffahrt reguliert ist, wenn die Dampfer der Nordsee schon jetzt bis Köln hinauffahren, wenn der Rhein zur Hauptverkehrsader des mittleren Europa geworden ist, so ist dies alles das Werk des 19. Jahrhunderts. Die Geschichte der Rheinschifffahrt ist auch in unseren Tagen geblieben, was sie von jeher war: ein getreues Spiegelbild

der deutschen Geschichte. Auch sie führt uns zur Erkenntnis, die aller Geschichtschreibung gemeinsam ist: Daß der Staat zwar nur die Kräfte, die das Kultur- und Wohlfahrtsleben der Nation entwickelt, in seiner Hand zusammenfassen kann, daß aber auch die Wirtschaft eines Volkes nur in einem starken, selbstbewußten Staate gedeihen kann.

Ein Künstlerstreich.

Künstler-Novelle nach dem Holländischen des Jan Sleer.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Unter den zahlreichen Künstlern, die in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts die reiche Stadt Amsterdam bewohnten, hätte man wohl schwerlich innigere und glücklichere Freunde finden können als den Maler Jan van Pee und seinen treuen Kameraden Jakob de Nys. Wenn sie nicht — jeder in seinem Atelier — arbeiteten, so waren sie stets zusammen und nie sah man außerhalb einen ohne den anderen. Da sie keinerlei Ehrgeiz besaßen und Künstlereifersucht ihrem Wesen vollständig fern lag, so waren sie stets heiter und zufrieden und erfreuten sich der Achtung und Bewunderung aller ihrer Kollegen.

Beide waren talentvolle Künstler, was auch von aller Welt anerkannt wurde. Jan van Pee, der Sohn eines vornehmen Bürgers von Brüssel, Emanuel van Pee, hatte sich als Kunsthändler in Amsterdam niedergelassen und verstand es so gut, die Werke der italienischen Schule zu kopieren, daß man seine Kopien von den Originalen nur schwer zu unterscheiden vermochte. De Nys, der aus Antwerpen stammte, war ein Schüler des berühmten Coert von Nakt gewesen und malte Blumen und Früchte, Wildpret und Geflügel, mit einem Worte, sogenannte Stilleben, und zwar mit einer solchen Feinheit und Lebenswahrheit, daß seine Werke von Kunstkennern und Liebhabern ebenso bewundert und begehrt wurden, wie die seines berühmten Lehrers.

Wie schon erwähnt, waren die beiden Freunde stets heiter und zufrieden, nur zu der Zeit, in der unsere Erzählung spielt, wurden sie von ernster Sorge gequält.

Zu jener Zeit war Antwerpen für die holländischen und flämischen Maler, was nacheinander Rom, Florenz, Venedig und die übrigen italienischen Städte gewesen waren. Jeder Künstler besuchte damals, wenigstens einmal in seinem Leben, die Stadt Antwerpen, ganz wie die Muselmanen die Wallfahrt nach Mekka unternehmen.

War es da nicht ganz natürlich, daß Jan van Pee und Jakob de Nys eines Tages die Lust anwandte, Amsterdam auf einige Wochen zu verlassen und sich nach Antwerpen zu begeben? Diejenigen Kollegen, die die Reise schon gemacht hatten, wurden nicht müde, von den Kunstschätzen, die sie dort gesehen, zu erzählen, und diese Berichte trugen nur dazu bei, das Verlangen der beiden Freunde zu stärken.

Es war indes nicht so leicht, den Plan auch zur Ausführung zu bringen.

Jan van Pee war verheiratet, und wenn man seine Frau auch gerade nicht mit dem Namen Kantippe belegen konnte, so gehörte sie doch keineswegs zu der Kategorie der Frauen, die in jedem Falle den Willen ihres Herrn und Meisters befolgen; die Frau war der Herr und Meister im Hause. Kurze Zeit nach der Hochzeit hatte sie bemerkt, daß ihr Gatte zwar sehr rechtschaffen und nachsichtig, aber auch sehr schwach und zur Bequemlichkeit geneigt war; den Wert des Geldes schien er gar nicht zu kennen und oft verlor er kostbare Stunden mit unnützen Beschäftigungen. Sie hatte also eingesehen, daß es in ihrem eigenen Interesse und auch im Interesse ihrer Familie ihre Pflicht war, die Leitung des Hauswesens in die Hand zu nehmen, und in der Tat mißfiel diese Lebensweise weder ihr noch ihrem Gatten, der seinem Freunde de Nys gegenüber sehr häufig seine Zufriedenheit mit seiner Häuslichkeit ausdrückte. Frau van Pee liebte es nicht, ihren Gatten aus dem Gesicht zu verlieren, und daher war sie auch gegen die Reise nach Antwerpen.

Zur Unterstützung ihrer Weigerung führte sie tausend Gründe an, einen immer überzeugender als den anderen, und da sie im Haushalt auch gleichzeitig die Funktionen eines Kassierers versah, so weigerte sie sich auf das hartnäckigste, ihrem Gatten das Reisegeld zu geben. Ohne die Erlaubnis seiner Frau konnte van Pee also nicht an den

Ausflug denken. De Nys dagegen wollte nicht allein fahren; die Trennung von seinem Gefährten wäre ihm zu schmerzlich erschienen und der Aufenthalt in Antwerpen hätte unter diesen Umständen alle Reize für ihn verloren. Uebrigens erfreute er sich auch nur geringer Geldmittel, trotzdem er Junggeselle war und ihm seine Gemälde gut bezahlt wurden; aber ebensowenig wie sein Freund verstand er es, das Geld festzuhalten und beiseite zu legen und manchmal sah es bei ihm noch knapper aus, als bei seinem Freunde van Pee, der zu Hause wenigstens immer sein Essen und Trinken hatte.

Eines schönen Tages des Jahres 1668 saß Jan van Pee in seinem Atelier vor seiner Staffelei, auf der man die Kopie eines Bildes von Guido Reni erblickte. Er arbeitete aber nicht daran, schon seit drei Tagen malte er nicht mehr, rauchte dagegen ohne Unterlaß und blickte den Ringeln nach, die seiner Pfeife entstiegen.

In diesem Augenblick trat seine Frau ein, sah auf das Gemälde, schüttelte den Kopf und sagte:

„Jan, warum arbeitest du nicht, schau, seit drei Tagen hast du an dieses Bild keine Hand gelegt.“

„Liebe Frau“, versetzte van Pee, „es ist traurig, daß du nicht einsehen willst, daß ein Maler kein Handwerker ist, daß er insolge dessen auch nicht arbeiten kann, wie er will, er muß auf die Stunde der Inspiration warten und diese kommt nie, wenn der Künstler traurig gestimmt ist.“

„Ich weiß schon, wovon du reden willst“, unterbrach Frau van Pee. „Du meinst die Reise nach Antwerpen, nicht wahr?“

„Zarwohl, das ist die einzige Ursache meines Kummers. Warum bist du denn so sehr dagegen. Ich würde vielen Vorteil davon haben und außerdem später für vier arbeiten können.“

„Ach was; du mußt auch ohne die Reise

arbeiten, um deine Frau und deine Kinder zu ernähren. Ein guter Familienvater muß immer seine Pflicht tun, dazu braucht er gar keine Reise zu machen, auf der er nur unnütz Geld ausgeben würde.“

„Aber . . .“

„Sprechen wir nicht mehr davon, ich weiß schon wie es gekommen ist; de Nys setzt dir solche Albernheiten in den Kopf; ohne ihn wärest du nie auf die verrückte Idee gekommen; er soll sich nur hier blicken lassen, dein Freund de Nys, ich

werde ihm schon die Wahrheit sagen . . .

Er ist Junggeselle, er hat nur für sich zu sorgen, daher glaubt er auch, andere können es ebenso machen, und gibt dir schlechte Ratschläge . . . Er soll sich vor mir in acht nehmen. Ich werde ihm schon den Standpunkt klar machen, diesem Taugniß, diesem Lumpen, diesem Bummler.“

„Sachte, meine Liebe, sachte; de Nys ist der anständigste Mensch, der jemals einen Pinsel geführt hat, er verdient diese Worte nicht und ich werde nicht dulden, daß du ihn in meiner Gegenwart so beschimpfst . . . Er ist mein Freund und . . .“

„Er ist dein Freund, das ist ja eben das Unglück, daß er dein Freund ist; mein Freund ist er jedenfalls nicht, und wenn er hieher kommt, werde ich diesem Lum-

pen ganz genau meine Meinung sagen.“

„Ich bitte dich noch einmal . . .“

„Genug, ich habe keine Zeit, mich mit dir darüber zu zanfen . . . Wenn du nicht arbeiten willst, so kommst du mir wenigstens etwas besorgen. Unsere Nachbarin hat mir eben gesagt, daß es heute auf dem Markt sehr schöne Fische gibt; nimm das Netz und hole mir eine Portion Schleien. Es ist nur gerecht und billig, daß du dich wenigstens in einer Art nützlich machst.“

Als guter Ehemann erhob sich van Pee, ver-



„Jan, warum arbeitest du nicht, schau, seit drei Tagen hast du an dieses Bild keine Hand gelegt.“

ließ das Atelier, kam aber sofort wieder zurück und verlangte Geld von seiner Frau.

„Was?“ sagte diese, „Geld willst du haben? Ich habe dir doch erst vor drei Tagen zwei Gulden gegeben, die kannst du doch nicht schon ausgegeben haben?“

„Ja, ich habe keinen Pfennig mehr“, erwiderte Jan etwas verwirrt. „Was willst du? Eben weil du mich nicht nach Antwerpen fahren läßt, muß ich meinen Kummer betäuben. Du würdest wirklich besser tun, wenn du in die Reise willigst.“

„Still, still, ich denke gar nicht daran und wiederhole dir noch einmal, du wirst nicht fahren; hier ist der Schlüssel zum Schrank, nimm dir Geld heraus und gib mir dann den Schlüssel wieder. Bleibe aber nicht so lange unterwegs und geh' nicht in die Kneipe; vergiß auch nicht, daß wir die Fische noch heut' abends essen wollen.“

„Sei ganz unforsorgt“, versetzte der Maler, „ich bringe dir die Schlei'en sofort.“

Zwei Minuten später hatte van Pee das Haus verlassen und sich auf den Weg nach dem Markte gemacht. An der Straßenecke angelangt, wandte er sich klugerweise um, da er bemerkte, daß ihm niemand folgte, so lächelte er vergnügt, steckte das Nef, das er in der Tasche und schlug den Weg zur Wohnung seines Freundes de Nys ein.

„Hurra!“ rief er vergnügt, in das Atelier seines Freundes stürzend, „wir haben den Sieg errungen.“

„Aber Jan“, sagte de Nys, „was hast du denn, was ist dir denn passiert?“

„Komm schnell, wirf deine Pinsel und Palette beiseite, kleide dich an und folge mir.“

„Ich soll dir folgen, wohin?“

„Nun, nach Antwerpen, beeile dich.“

„Nach Antwerpen, du scherzest wohl?“

„Nein, nein, es ist wahr, meine Frau ist damit einverstanden, komme schnell!“

„Sie ist damit einverstanden? Unmöglich!“

„Aber wenn ich es dir sage, so beeile dich doch!“

„Ja, aber erkläre mir doch wenigstens . . .“

„Unglücklicher“, rief Jan Pee, vor Ungeduld zitternd, „kleide dich an, unterwegs werde ich dir alles erklären. Schnell, schnell!“

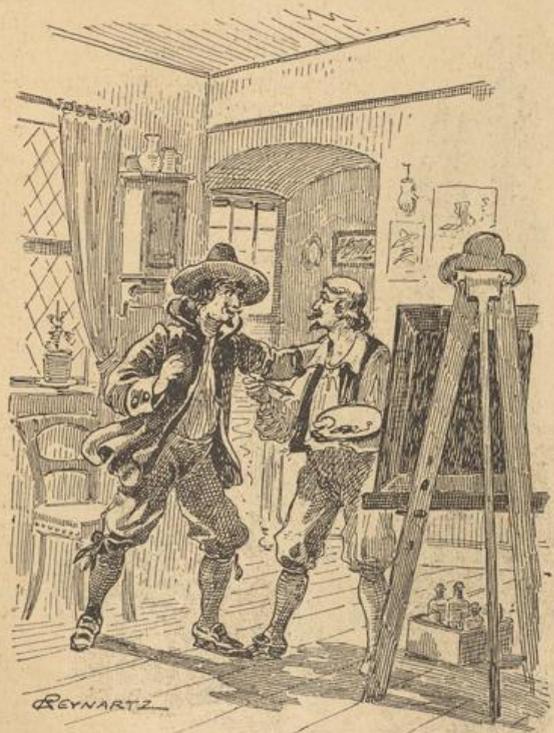
Eine halbe Stunde später konnte man die beiden Freunde auf der Landstraße sehen, die von Amsterdam nach Harlem führte. Erst nach einem Wege von einigen Kilometern wagte es van Pee, seinem Freunde zu erzählen, daß ihm seine Frau den Schrank-Schlüssel anvertraut, und daß er die Gelegenheit benutzte, um einen tüchtigen Griff in die Kasse zu tun. Bei den letzten Worten blickte er sich noch einmal schüchtern um; vermutlich wollte er sich überzeugen, ob ihm seine Frau nicht auch nachgelaufen kam.

„Jan, Jan“, sagte de Nys, „das war nicht recht von dir; ich bin ja sehr glücklich, daß ich die Reise mit dir machen kann, aber wenn ich das gewußt hätte . . . Diese arme Frau! Warum hast du ihr nicht wenigstens etwas davon gesagt?“

„Da wäre ich schön dumm“, erwiderte van Pee; „glaubst du vielleicht, sie hätte mir dann die Erlaubnis gegeben? Nein, sie wäre sogar imstande gewesen und hätte mich im Atelier eingeschlossen.“

„Ja, aber was soll sie denn jetzt von dir denken? Sie wird sich beunruhigen und glauben, du wärest tot.“

„Habe keine Furcht, ich werde ihr nächstens schreiben; übrigens scheint das Haus da unten eine Herberge zu sein; dort wollen wir uns ausruhen, und von dort will ich ihr auch einen Brief senden.“



„Hurra!“ rief er vergnügt, in das Atelier seines Freundes stürzend, „wir haben den Sieg errungen.“

Die beiden Freunde hatten bald das Haus erreicht und van Pee hatte sich nicht getäuscht; es war eine Herberge.

Wierzehn Tage waren bereits verfloßen, seit die beiden Künstler Amsterdam verlassen hatten, als Jorst' Kindermans, der Wirt zum „Goldenen Löwen“, in der Löwenstraße in Antwerpen, nach einer langen, ernsthaften Unterredung mit seiner Frau die Treppe hinaufstieg, die in den ersten Stock des Hauses führte. Nachdem er höflich angeklopft, trat er in das Zimmer, doch sein Erscheinen machte recht wenig Eindruck auf die beiden Personen, die eben mit einem tüchtigen Frühstück beschäftigt waren. Der eine der beiden Männer wünschte dem Wirt in höflicher Weise „Guten Tag“, während der andere ihn einlud, am Tische Platz zu nehmen.

Dieser liebenswürdige Empfang gefiel dem braven Manne so ausnehmend, daß er einen Augenblick die schwierige Mission vergaß, mit der ihn seine Gattin betraut hatte.

„Nun, meine Herren“, fragte er die beiden Künstler, „wie gefällt es Ihnen in meinem Hause?“

„Ausgezeichnet“, erwiderte van Pee.

„Wirklich, ganz ausgezeichnet“, wiederholte de Nys.

„Umso besser, das freut mich“, fuhr der Gastwirt fort, „es täte mir leid, wenn es anders wäre . . . Unsere Zimmer sind sehr behaglich eingerichtet . . .“

„Gewiß, gewiß“, beeilte sich van Pee zu bemerken, „man schläft darin, wie in Abrahams Schoß.“

„Unsere Küche . . .“ fuhr der Wirt fort . . .

„Ist ausgezeichnet“, unterbrach de Nys.

„Das Bier, der Wein . . .“

„Ist großartig; alles, was man verlangen kann.“

Von diesen schmeichelhaften Bemerkungen ermutigt, beschloß der Gastwirt endlich zur Hauptsache zu kommen.

„Meine Herren, ich wiederhole Ihnen nochmals, ich freue mich ausnehmend, daß es Ihnen in meinem Hause so gut gefällt, und Sie werden mir hoffentlich nicht böse sein, wenn ich es wage . . . Sie wissen, meine Herren, das Leben ist teuer, und die Geschäfte gehen schlecht . . . Sehen Sie, seit zehn Tagen sind Sie hier, und ich habe noch kein Geld von Ihnen gesehen . . . Da ich aber nicht das Vergnügen habe, Sie zu kennen, so würde es mir angenehm sein . . ., wenn es Ihnen sonst keine Umstände verursachte . . .“

Leider wurde der arme Mann vermaßen verwirrt, daß er schließlich das Zimmer verließ, ohne sich seiner Mission entledigt zu haben. Keuchend und atemlos eilte er wieder zu seiner Frau, die ungeduldig das Resultat seines Besuches erwartete.

„Nun“, fragte sie, „hast du mit ihnen gesprochen? Welchen Eindruck hat es denn auf sie gemacht?“

„Ach, der Eindruck war ein recht guter; ich habe ihnen alles gesagt; darauf kannst du dich verlassen“, sagte der Wirt und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Nun, und?“

„Sie werden natürlich nächstens bezahlen!“

„Haben sie dir das versprochen?“

„Versprochen . . .“

nicht ganz . . . aber sie werden schon bezahlen, beunruhige dich deshalb nicht.“

Indessen hatte die verworrene, aber vollkommen verständliche Rede des Wirtes, noch mehr aber sein plötzliches Verschwinden die beiden Künstler ein wenig überrascht; sie sahen sich eine Zeitlang, ohne ein Wort zu sprechen, verblüfft an, dann nahm de Nys das Wort und sagte: „Wir wollen bezahlen.“

„Gut, bezahlen wir“, sagte van Pee und warf seine Börse auf den Tisch. Es fanden sich in derselben kaum zwei Gulden.

„Nun, und weiter?“ fragte de Nys.



„Nun“, fragte sie, „hast du mit ihnen gesprochen? Welchen Eindruck hat es denn auf sie gemacht?“

„Ja weiter ist nichts, das ist alles.“

„Aber damit können wir doch unsere Rechnung nicht bezahlen?“

„Das fürchte ich auch.“

„Wie ist das möglich, Jan, Du warst doch so reich, als wir Amsterdam verließen, und jetzt . . .“

„Das braucht dich nicht zu wundern, mein Freund, das Geld ist eben rund . . . Uebrigens haben wir uns doch recht gut amüsiert in diesen vierzehn Tagen. Wir haben, ohne auch nur einen Pfennig dafür abzugeben, eine Reihe von Kirchen und Kapellen besucht, haben eine Anzahl Meisterwerke umsonst besichtigt, sind dagegen in viel Herbergen eingekehrt und haben mit unseren Kollegen so manchen Schoppen geleert. Daß uns das ziemlich viel Geld gekostet hat, ist doch ziemlich natürlich.“

„Was sollen wir aber nun tun?“ fragte de Nys.

„Ja, sag' du es mir, ich weiß es nicht.“

„Auf jeden Fall müssen wir bezahlen.“

„Das stimmt.“

„Aber wie?“

„Das ist eben da's schwierige: ich könnte ja meiner Frau schreiben, ihr unsere Verlegenheit schildern und sie bitten, uns Geld zu schicken, aber ich kenne sie . . . Sie wäre imstande, mir anstatt der nötigen Summe einen vorwurfsvollen Brief zu senden; suchen wir also etwas anderes.“

„Ja, suchen wir also etwas anderes.“

Sie suchten lange Zeit, aber es wollte ihnen ein guter Gedanke nicht kommen, bis van Pee plötzlich von seinem Stuhle sprang und schrie:

„Halt, ich hab's, wir sind gerettet!“

„Was? sagte de Nys, „heraus damit!“

„Erinnerst du dich, was uns Forst Rindermans neulich von dem Freitagsmarkt erzählt hat?“

„Nein, ich muß dir aufrichtig gestehen, ich habe unserm Wirt ziemlich unaufmerksam zugehört.“

„Er hat mir erzählt, daß hier in Antwerpen viele Maler, anstatt am Atelier den Besuch der Kunstkenner und Liebhaber abzuwarten, es vorziehen, ihre Gemälde an den Freitagsmarkt zu schicken, um sie dort an Ort und Stelle zu verkaufen. Rubens und van Dyck werden dieses Verfahren allerdings nicht angewendet haben, um ihre Bilder los zu werden, aber wir sind Fremde . . . Wir brauchen auf der Stelle Geld . . . Machen wir uns also an die Arbeit; bis zum nächsten Freitag werden wir jedenfalls ein kleines Bild fertiggestellt haben. Heute haben wir Mittwoch, zwei Tage genügen. Nun, was meinst du dazu? Mit dem Geld, das wir noch haben, können wir alles nötige kaufen.“

Van Pees Idee gefiel de Nys ausgezeichnet, und er besorgte die nötigen Einkäufe, während van Pee den Wirt und seine Frau beruhigte und ihnen versprach, sie sollten gegen Ende der Woche ihr Geld erhalten.

De Nys kehrte bald mit dem nötigen Material zurück; außerdem aber in Begleitung eines elend gekleideten Greises, der einen vorzüglichen Kopf besaß. Das war das für van Pee bestimmte Modell; er selbst dagegen hatte ein halbes Duzend kleiner, toter Vögel erstanden, die er von einem Geflügelhändler in der Nachbarschaft gekauft hatte.

Zwei Tage später drängten sich eine Menge von Künstlern und Kunstkennern vor der Bude eines öffentlichen Ausrufers, an der Ecke des Freitagsmarktes und der Löwenstraße; alle betrachteten aufmerksam zwei kleine Gemälde, die dort ausgestellt waren und deren Verkauf im Laufe des Tages stattfinden sollte. Das eine der Bilder stellte Pelissar dar, das andere eine Schneelandschaft mit sechs kleinen, toten Vögeln.

Die beiden kleinen Meisterwerke erzielten hohe Preise, und unsere beiden Künstler sahen sich, nachdem sie ihren Wirt bezahlt hatten, noch im Besitz einer hübschen Summe.

„Was wollen wir nun tun?“ fragte de Nys.

„Dasselbe Leben fortsetzen“, erwiderte van Pee; „Kirchen und Kapellen besuchen, die Meisterwerke der Kunst bewundern und uns nach Herzenslust amüsieren.“

„Abgemacht“, rief de Nys vergnügt.

Sie lebten nun weiter, wie sie die letzten vierzehn Tage gelebt hatten und dachten nur dann an die Arbeit, nachdem ihr letzter Gulden ausgegeben war. Erst dann nahmen sie ihre Pinsel wieder zur Hand und malten für den Freitagsmarkt reizende kleine Bilder, die sie ebenso leicht und ebenso vorteilhaft wie die ersten beiden verkauften.

Aber es kam noch besser; bald begann man von ihrem Talent zu sprechen, nicht nur in Antwerpen, sondern auch in anderen großen Städten. Sie brauchten ihre Bilder bald nicht mehr auf den Markt zu schicken, sondern erhielten von allen Seiten Bestellungen.

Aber umsonst schrieb van Pee alle diese schönen Dinge seiner Frau, um sie zu veranlassen, mit den Kindern zu ihm zu kommen; sie setzte sie nen Bitten ein hartnäckiges „Nein“ entgegen und zog es vor, in Amsterdam zu bleiben, wo sie sich von dem Ertrage eines kleinen Handels nährte.

Nach einiger Zeit gefiel es den beiden Künstlern in Antwerpen nicht mehr so besonders. Van Pee sehnte sich nach seiner Frau und seinen Kindern, die er im Grunde seines Herzens zärtlich

liebe, und so kehrten sie eines Tages in guter Gesundheit und mit vollbespickter Börse nach Amsterdam zurück.

Bevor sich van Pee nach Hause begab, ging er auf den Freitagsmarkt und kaufte eine schöne Portion Schleien, die er seiner Frau beim Eintritt ins Zimmer mit den Worten überreichte: „Nun, Frauchen, kocht das Wasser schon. Hier

hast du die Fische, die ich dir damals kaufen sollte.“

Das Ende läßt sich denken. Der gute Maler mußte eine grausame Strafpredigt über sich ergehen lassen; als er aber dann zu Worte kam, seiner Frau die gespickte Börse zeigte, begann auch sie sich zu beruhigen und verzieh schließlich ihrem Mann den — Künstlerstreich.

Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken.

Erzählung von Ludwig Blümke.

Der alte Oppermann, der Chef des großen Getreidegeschäftes am Markt, hatte soeben das Kontor verlassen, um seinen gewohnten Morgen-spaziergang anzutreten, und die beiden Kontoristen waren sich selbst überlassen.

„Gott sei Dank“, sagte Fritz Wellner, die Arme von sich streckend und laut gähmend. Dann nahm er die zahllosen Fakturen und Brieffschaften, die vor ihm auf dem Pult lagen, in die Hand und warf alles unsanft in die gewaltige Schublade. „Es ist zum Sterben langweilig“, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort; der zweite Kollege war nämlich noch in seine Arbeit vertieft, daß er nichts um sich her sah und hörte. „Streberseele, der dumme Müller. Möchte nur wissen, was er von seinem Eifer hat.“

Fritz Wellner hatte sich von seinem Lederbock erhoben und schritt, die wohlgepflegten Hände, an denen verschiedene, zwar geringwertige, aber den Schein des Wertes erweckende Ringe funkelten, in die Tasche verfenkt, gedankenvoll auf und nieder in dem großen Geschäftsraum. Er unterschied sich wesentlich von seinem fleißigen Genossen, nicht nur durch seinen weit geringeren Arbeitsdrang, sondern auch durch seinen ganzen Charakter und durch sein Neuferes.

Hans Müller war ein einfacher, redlich denkender, gottesfürchtiger junger Mann. Er war von kleiner, unansehnlicher Figur, hatte ein blaßes Gesicht, an dem eigentlich nichts schön war als die großen, treuen blauen Augen, die so ehrlich in die Welt schauten, daß man in ihnen schon des jungen Kaufmanns ganzes Wesen zu lesen vermochte.

Fritz Wellner war ein schlauer Geschäftsmann; ihm kam es nicht darauf an, ab und zu einen Finger breit vom schmalen Pfade des Rechts abzuweichen: er verstand es vorzüglich, die Maske der Heuchelei vorzustechen. Dadurch war es ihm auch gelungen, sich bei seinem Chef so einzuschmeicheln, daß derselbe ihm unbedingtes Ver-

trauen schenkte. Er war ein stattlicher junger Herr, war hoch und schlank gewachsen, hatte ein schönes Gesicht mit stottem Schnurrbart und sorgfältig gescheiteltes, nach teurer Pomade duftendes blondes Haar. — In seinem stets modernen Anzuge, mit dem goldenen Kneifer auf der Nase und der funkelnden Busennadel in der geschmackvollen Krawatte, sah er aus wie ein geborener Aristokrat. Und das wußte er leider nur zu genau, darauf war er nicht wenig stolz. — Eben nun, während er im Kontor so auf- und abschrift, beschäftigten sich seine Gedanken mit kühnen Zukunftsplänen, die nicht zum mindesten auf seine große Eitelkeit zurückzuführen waren. „Bin nicht umsonst ein so schöner Kerl“, sagte er zu sich selber, wohlgefällig seinen Schnurrbart streichend, „werde ein reiches Mädel heiraten, dann hat die Quälerei hier ein Ende, werde endlich selbständig und kein Mensch hat mir ein Wort zu sagen.“

Da wohnte drüben am Hain der Rentier Helfrich, dessen Tochter war nicht nur schön, sondern mußte nach Fritz Wellners Berechnung auch mindestens zehntausend Taler mitbekommen. Das wäre so eine Partie nach seinem Sinn gewesen. Der Vater würde ihm gewiß seine Einwilligung geben, denn den hatte er sich bereits in kluger Berechnung zum Freunde gemacht. Und die schöne Marie müßte ja blind sein, wenn er ihr nicht gefiele. —

„Weißt du, Hans“, sagte er dann, plötzlich vor dem fleißigen Kollegen stehend bleibend, „weißt du, ich will mich selbständig machen, will heiraten, und zwar die schöne Marie Helfrich.“

Hans schaute erschreckt auf und seine blassen Wangen färbten sich purpurrot. „Marie Helfrich?“ wiederholte er. „Weißt du denn, ob sie dich mag?“

Fritz Wellner lachte höhnisch und entgegnete: „Ob sie mich mag, weiß ich zwar noch nicht bestimmt, aber ich habe ja noch immer Glück bei den Frauen gehabt, hoffe sicher, daß ich keinen Korb kriegen.“